



# Leseprobe

Rachel Cohn, David Levithan  
**Dash & Lily - Ein Winterwunder**  
Das Buch zur Netflix Serie

---

»Lässt die Herzen von Weihnachtsliebhabern direkt höher schlagen.« *Ostthüringer Zeitung* über »Dash & Lily - Ein Winterwunder«

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



---

Seiten: 352

Erscheinungstermin: 09. November 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Eine hinreißende Winter-Weihnachts-Romanze: Der Roman zum großartigen neuen Netflix-Serienhit**

**Ich habe für dich ein paar Spuren ausgelegt. Wenn du wissen willst, welche, blättere weiter. Wenn nicht, stell das Notizbuch bitte zurück ins Regal.**

Kurz vor Weihnachten entdeckt Dash in einer Buchhandlung ein rotes Notizbuch, in dem ein Mädchen namens Lily den Finder zu einem geheimnisvollen Spiel auffordert. Bald schicken sich die beiden gegenseitig quer durch Manhattan. Über das Notizbuch tauschen sie ihre Gedanken und Träume aus und kommen sich dadurch näher – das erste Treffen zögern sie hinaus, bis es fast zu spät ist ...

**Für alle Fans von *Emily in Paris*, *To All the Boys I've Loved Before* und *The Kissing Booth***



**Autor**

**Rachel Cohn, David Levithan**

---

Rachel Cohn und David Levithan sind beide renommierte Jugendbuchautoren und seit Langem miteinander befreundet. Sie lebt in New York City, er auf der anderen Seite des Hudson River in Hoboken/New Jersey. Ihre Bestseller-Reihe »Dash & Lily« wurde als Netflix-Serie verfilmt.

Rachel Cohn & David Levithan  
DASH & LILY  
Ein Winterwunder



*Der Mutter des echten Dash gewidmet*

eins



–Dash–

21. Dezember



Ist so was wirklich möglich?

Du bist in deinem Lieblingsbuchladen und gehst an den Regalen entlang. Du lässt deine Blicke schweifen. Du bleibst an einer Stelle stehen, wo einer deiner Lieblingsautoren seinen Platz hat, und da findest du plötzlich, zwischen die vertrauten Buchrücken geklemmt, ein rotes Notizbuch.

*Was tun?*

Darauf kann es doch wohl nur eine Antwort geben.

Du ziehst das Notizbuch heraus und blätterst darin herum.

Und dann folgst du den Anweisungen, die dir dort gegeben werden.

Es war Weihnachtszeit in New York, die schrecklichste Zeit des Jahres. Menschenmengen wie Kuhherden, endlose Besuche unseliger Verwandter, falsche Fröhlichkeit, all diese Ersatzhandlungen, die freudlosen Versuche, mehr Freude zu empfinden – meine natürliche Abneigung gegen allzu viel Berührung mit Menschen steigerte sich

dadurch nur noch mehr. Wohin auch immer ich ging, war ich am falschen Ende des Gedränges. Ich war nicht bereit, mir durch irgendeine »Armee« mein »Heil« herbeisingen zu lassen. Es war mir vollkommen egal, ob wir eine weiße Weihnacht haben würden. Ich war ein Dezembrist, ein Bolschewik, ein berühmter Ganove, ein von unbekanntem Phobien geplagter Briefmarkensammler – alles, was alle anderen nicht waren, das wollte ich sein. Ich bewegte mich so unsichtbar wie möglich durch die vom Kaufrausch gepackten Horden, die weihnachtsgläubigen Winterwahnsinnigen, die Fremden, die um die halbe Welt geflogen waren, um einen Lichterbaum zu sehen – ohne sich klarzumachen, was für einem heidnischen Ritual sie da folgten.

Das einzig Erfreuliche an dieser trüben Jahreszeit ist, dass dann die Schule für ein paar Tage dichtmacht (wahrscheinlich damit auch alle Schüler bis zum Umfallen shoppen können und womöglich außerdem entdecken, dass Familie, wie Arsen, nur in kleinen Dosierungen verträglich ist, außer man hat den dringenden Wunsch zu sterben). In diesem Jahr hatte ich es geschafft, über Weihnachten freiwillig zum Waisenkind zu werden, indem ich meiner Mutter erzählt hatte, ich würde die Tage bei meinem Vater verbringen, und meinem Vater, ich würde sie bei meiner Mutter verbringen, weshalb sie beide eine Reise ohne Reiserücktrittsversicherung mit ihren derzeitigen Nach-Scheidungs-Partnern gebucht hatten. Meine Eltern haben seit acht Jahren nicht mehr miteinander gesprochen, was mir jede Menge Freiraum in der Ausgestaltung meiner Beziehungen zu ihnen lässt und deshalb sehr viel Zeit für mich selbst.

Während sie beide weg waren, wechselte ich zwischen ihren Wohnungen hin und her – hauptsächlich aber verbrachte ich meine Zeit bei *Strand*, dieser Festung einschüchtern-

der Gelehrsamkeit, viel mehr als ein Buchladen, nämlich der Zusammenprall Hunderter unterschiedlicher Buchläden, dessen literarisches Strandgut sich auf über achtzehn Meilen verteilt. Und dann die Angestellten, die dort geistesabwesend herumschlurfen in ihren engen Röhrenjeans und ihren Hemden aus dem Secondhandladen, wie ältere Brüder, die niemals und unter keinen Umständen ein Wort mit dir reden oder sich um dich kümmern oder überhaupt auch nur deine Existenz zur Kenntnis nehmen werden, solange ihre Freunde in der Nähe sind ... und das sind sie immer. Manche Buchhandlungen wollen einen glauben machen, dass sie ein Bürgerzentrum sind, als müsste man einen Plätzchenbackkurs anbieten, um Proust verkaufen zu dürfen. Nicht so bei *Strand*, da bleibt man ganz auf sich gestellt zwischen den sich bekriegenden Mächten der Ökonomie und der Idiosynkrasie, wobei die Idiosynkrasie immer die Oberhand behält. Mit anderen Worten, der Ort ist wie für mich geschaffen. Er ist so etwas wie meine private Grabungsstätte.

Wenn ich zu *Strand* gehe, dann normalerweise ohne nach bestimmten Büchern zu suchen. Manchmal beschließe ich, dass der Nachmittag einem einzelnen Buchstaben gewidmet ist, und dann streife ich durch sämtliche Abteilungen, um nach allen Autoren zu suchen, deren Nachnamen mit diesem einen Buchstaben beginnen. An anderen Tagen nehme ich eine bestimmte Abteilung in Angriff oder ich arbeite mich durch die unlängst aussortierten Bücher, die ohne erkennbare Ordnung in Wannen gelandet sind. Es kann aber auch sein, dass ich nach Büchern mit grünen Umschlägen Ausschau halte, einfach weil es schon so lang her ist, dass ich ein Buch mit einem grünen Umschlag gelesen habe.



Ich hätte natürlich auch mit meinen Freunden herumhängen können, aber die meisten von ihnen hingen bei ihren Familien oder mit ihren Wiis herum (Wiis? Wiii? Wie heißt der Plural davon?). Ich dagegen zog es vor, bei den toten, sterbenden oder zu Tode verzweifelten Büchern herumzuhängen – gebrauchte Bücher, die schon durch andere Hände gegangen waren und von denen keiner wusste, ob man sie jemals noch mal brauchte. Was für ein hartes Schicksal, fast wie wenn ein Mensch von niemand mehr gebraucht wird.

Ich bin ein totaler Bücherwurm, was ein hoffnungslos altmodisches Wort ist, das mir schon allein deswegen gefällt. Natürlich gelte ich damit als hoffnungslos von vorgestern und sozialer Problemfall. Was mich jedoch nicht daran hindert, es laut auszusprechen. Bücherwurm klingt so schön wie Mauerblümchen, Blaukreuzler und Busenfreund – auch alles Wörter, die die Leute nur noch selten benutzen.

An diesem ganz besonderen Tag beschloss ich, ein paar meiner Lieblingsautoren einen Besuch abzustatten, um zu checken, ob vielleicht irgendwelche Sonderausgaben aus einer privaten Bibliotheksauflösung angeliefert worden waren. Ich stand vor meinem derzeitigen Dichtergott (er soll namenlos bleiben, weil ich vielleicht eines Tages von ihm abfallen werde), als ich plötzlich etwas Rotes aufblitzen sah. Es war ein rotes Moleskine-Notizbuch, das bevorzugte Aufschreibemedium aller meiner Seelenverwandten, die das Bedürfnis verspüren, ihr Tagebuch in nicht-elektronischer Form zu führen. Schon allein anhand der Wahl des Papiers, auf dem eine Person Tagebuch führt, erfährt man viel über sie. Ich schreibe zum Beispiel immer auf normal liniertem Papier, weil ich kein Talent für eingestreute kleine Zeichnungen und außerdem eine winzig-kritzelige Hand-

schrift habe, die auf breit liniertem Papier irgendwie verloren wirkt. Unliniertes Papier ist am beliebtesten, und ich habe nur einen einzigen Freund, Thibaud, der auf kariertem Papier schreibt. Oder genauer gesagt, geschrieben hat, bis sein Vertrauenslehrer seine Tagebücher eines Tages als Beweismaterial konfiszierte, aus dem angeblich hervorging, dass Thibaud geplant hatte, unseren Geschichtslehrer umzubringen. (Das ist eine wahre Geschichte.)

Auf den Rücken des roten Notizbuchs vor mir im Regal war nichts geschrieben, ich musste es erst herausziehen und auf den vorderen Umschlag schauen. Darauf haftete ein Stück Klebeband, auf das jemand mit schwarzem Filzstift *TRAUST DU DICH?* geschrieben hatte. Als ich die erste Seite aufschlug, stand dort:

*Ich habe für dich ein paar Spuren ausgelegt.  
Wenn du wissen willst, welche, blättere weiter.  
Wenn nicht, stell das Notizbuch bitte zurück ins Regal.*

Es war die Handschrift eines Mädchens. Da war ich mir ganz sicher. Ein hinreißendes Gekringel.

Aber egal, ich hätte in jedem Fall umgeblättert.

*Aha, es kann also losgehen.*

*1. Lass uns mit »French Pianism« anfangen.*

*Ich habe keine Ahnung, was das wirklich ist,  
aber ich bin mir sicher,*

*dass dieses Buch niemand aus dem Regal ziehen wird.*

*Charles Timbrell ist dein Mann.*

*88/7/2*

*88/4/8*

*Blättere erst dann weiter,*

wenn du die Leerstellen ausfüllen kannst  
(aber schreib bitte nicht in das Notizbuch).

---

Ich hätte nicht behaupten können, jemals etwas von *French Pianism* gehört zu haben. Wenn mich allerdings ein Mann auf der Straße (selbstverständlich einer mit Melone auf dem Kopf) fragen würde, ob ich glaubte, dass es mit Klavierspiel auf Französisch etwas Besonderes auf sich habe, würde ich bestimmt mit Ja antworten.

Weil mir die Bücherregalflore bei *Strand* vertrauter waren als die Wohnungen meiner Eltern, wusste ich sofort, wo ich hinmusste – zur Musikabteilung. Ich empfand es als Kränkung, dass der Name des Autors genannt war. Glaubte die Schreiberin, ich sei ein Dummkopf, ein Faulpelz, ein Einfaltspinsel? Ich wollte bitte schön etwas Respekt, selbst wenn ich ihn mir noch nicht verdient hatte.

Das Buch war leicht zu finden – zumindest für jemanden, der eben mal vierzehn Minuten Zeit übrig hat –, und es sah genauso aus, wie ich es mir vorgestellt hatte: die Sorte von Buch, die sich jahrelang im Regal verdrücken kann. Der Verlag hatte sich noch nicht mal die Mühe gemacht, den Umschlag mit einer Illustration zu versehen. Nur die Wörter: *French Pianism: An Historical Perspective, Charles Timbrell*, dann (neue Zeile) *Foreword by Gaby Casadesus*.

Ich dachte zuerst, die Zahlen in dem Notizbuch seien Daten – 1988 musste ein bewegtes Jahr für das französische Klavierspiel gewesen sein –, aber dann konnte ich keine Hinweise auf 1988 ... oder 1888 ... oder 1788 ... oder irgendeine andere Jahreszahl mit 88 finden. Ich fühlte mich ausgetrickst – bis mir einfiel, dass die Rätselschreiberin wahrscheinlich auf den uralten Bücherwurm-Code zu-

rückgegriffen hatte: Seite/Zeile/Wort. Ich blätterte zu Seite 88, fuhr dann mit dem Finger zu Zeile 7, Wort 2 und danach zu Zeile 4, Wort 8.

*Reizt dich*

Reizte mich was? Das musste ich unbedingt herausfinden. Ich trug die zwei Wörter in die Leerstellen ein (im Kopf natürlich nur, denn ich respektierte das unberührte Weiß der Zeilen) und blätterte die erste Seite des Notizbuchs um.

*Okay. Jetzt bitte nicht schummeln.*

*Was hat dich an dem Cover des Buchs gestört?*

*(Mal abgesehen von der Lieblosigkeit.)*

*Denk darüber nach und blättere dann weiter.*

Das war leicht. Es hatte mich wahnsinnig gestört, dass dort *An Historical* stand, wo es doch *A Historical* hätte heißen müssen, weil das *H* in *Historical* ausgesprochen wird und kein stummes *H* ist.

Ich blätterte um.

*Wenn es die unkorrekte Formulierung »An Historical« war, mach weiter.*

*Wenn nicht, stell das Notizbuch bitte zurück ins Regal.*

Ich blätterte auf die nächste Seite um.

2. »Fat Hoochie Prom Queen«

64/4/9

119/3/8

---

Diesmal war kein Autor genannt. Nicht sehr hilfreich.

Ich nahm *French Pianism* mit (wir waren uns nähergekommen; ich konnte das Buch nicht einfach so zurücklassen) und ging zur Information, wo ein junger Typ saß, der aussah, als hätte ihm jemand Lithium in sein Coke Zero gegeben.

»Ich suche *Fat Hoochie Prom Queen*«, verkündete ich.

Er antwortete nicht.

»Das ist ein Buch«, sagte ich. »Kein Mensch.«

Keine Reaktion. Nichts.

»Kannst du mir wenigstens sagen, wer es geschrieben hat?«

Er blickte auf seinen Bildschirm, als könnte der mir antworten, ohne dass er selbst irgendetwas eintippen musste.

»Hast du irgendwelche Ohrstöpsel drin, die ich nicht sehen kann?«, fragte ich.

Er kratzte sich in seiner Ellenbogenbeuge.

»Kennen wir uns irgendwoher?«, hakte ich nach. »Hab ich dich in der Vorschule vielleicht zu Mus zerquetscht und jetzt hast du eine sadistische Freude daran, dich auf diese jämmerliche Weise an mir zu rächen? Stephen Little, bist du's? Bist du's wirklich? Ich war damals noch klein, und es war echt idiotisch von mir, dich im Springbrunnen beinahe zu ertränken. Zu meiner Entschuldigung kann ich aber anführen, dass das, was du mir vorher angetan hast, nämlich meinen Aufsatz zu zerreißen, ein völlig ungerechtfertigter Akt der Aggression war.«

Endlich eine Antwort. Der junge Buchhändler schüttelte den Kopf.

»Nein?«, sagte ich.

»Es ist mir nicht erlaubt, den Standort von *Fat Hoochie Prom Queen* zu verraten«, sagte er. »Dir nicht. Und auch niemand anders. Und ich bin zwar nicht Stephen Little, aber

du solltest dich dafür schämen, was du mit ihm angestellt hast. Schämen solltest du dich.«

Okay, das würde schwieriger werden, als ich gedacht hatte. Ich versuchte, über mein Handy ins Internet zu gehen, um schnell bei Amazon nachzugucken – aber im ganzen Laden war kein Empfang. Ich war mir ziemlich sicher, dass *Fat Hoochie Prom Queen* kein Sachbuch war (worüber hätte es auch sein sollen?), deshalb ging ich zur Belletristikabteilung und schlenderte zwischen den Regalen umher. Sinnlos. Danach fiel mir ein, dass es ja auch noch die Abteilung für Jugendliche gab, und steuerte stracks darauf zu. Alle Buchrücken, die nicht die geringste Spur Rosa aufwiesen, nahm ich erst gar nicht zur Kenntnis. Alle meine Instinkte sagten mir, dass *Fat Hoochie Prom Queen* mindestens rosa gesprenkelt sein würde. Und hipp, hipp, hurra – ich landete schließlich beim Buchstaben M, und da war es.

Ich schlug die Seiten 64 und 119 auf und suchte mir heraus:

*das Spiel*

Wieder blätterte ich eine Seite des Notizbuchs um.

*Sehr clever.*

*Weil nicht jeder auf die Idee käme,  
in der Jugendbuchabteilung zu suchen,*

*frage ich dich jetzt:*

*Bist du ein Jugendlicher und männlich?*

*Wenn ja, blättere weiter.*

*Wenn nein, stell das Notizbuch bitte zurück ins Regal.*

Ich war sechzehn und mit den passenden Geschlechtsorganen ausgestattet, deshalb nahm ich diese Hürde mit Leichtigkeit.

Nächste Seite.

»The Joy of Gay Sex«

(dritte Auflage!)

65/12/5

181/18/7

---

Nun, diesmal konnte es keinen Zweifel geben, wo dieses Buch zu finden sein würde. Deshalb nichts wie los zu den »Sex & Sexualität«-Regalen, wo die Blicke der Kunden entweder verschämt oder trotzig waren. Ich persönlich fand die Vorstellung, ein gebrauchtes Sex-Handbuch (egal welcher sexuellen Ausrichtung) zu kaufen, ja etwas unappetitlich. Vielleicht standen deshalb auch vier Exemplare von *The Joy of Gay Sex* im Regal. Ich blätterte zu Seite 65, zählte dann bis Zeile 12, dort das fünfte Wort und fand:

*Schwanz*

Ich zählte noch einmal. Prüfte nach.

*Reizt dich das Spiel Schwanz?*

Vielleicht, dachte ich – hoffte ich –, war Schwanz hier wirklich ganz unverblümt gemeint, frei, stark und männlich; nicht wie sonst bei Mädchen zu einem Pferdeschwanz verkümmert. Ich blätterte zu Seite 181, nicht ohne leichte Nervosität.

*Geräuschlos Liebe machen ist wie das Spiel auf einem stummen Klavier – gut um zu üben, aber man bringt sich dabei um die Freude, die prächtigen Ergebnisse zu hören.*

Ich hätte nie gedacht, dass ein einziger Satz es schaffen würde, mir sowohl die Lust am Sex als auch am Klavierspielen auszutreiben – aber da war er.

Zum Glück war der Text nicht auch noch mit einem Bild versehen. Aber ich hatte mein sechstes Wort:

*um*

Was dann den Satz ergab:

*Reizt dich das Spiel Schwanz um*

Das wirkte durch und durch falsch. Rein grammatikalisch ergab das überhaupt keinen Sinn. Und auch sonst nicht.

Ich blickte noch einmal auf die Seite in dem Notizbuch und musste mich sehr zusammennehmen, um nicht einfach umzublättern. Als ich die mädchenhaften Kringel noch mal genau ansah, stellte ich fest, dass ich die eine 6 mit einer 5 verwechselt hatte. Ich musste auf Seite 66 (die kleine Schwester der Teufelszahl) nachschauen.

*allein*

Ergab schon viel mehr Sinn.

*Reizt dich das Spiel allein um ...*

»Dash?«

Ich drehte mich um. Priya, ein Mädchen aus meiner Schule, stand hinter mir; wir waren nicht wirklich befreundet, aber mehr als nur Bekannte – gibt es dafür eigentlich ein Wort? Sie war eine gute Freundin meiner Ex-Freundin Sofia, die jetzt in Spanien lebte. (Daran war ich aber nicht schuld.) Ich konnte bei Priya keine besonderen persönlichen Merkmale erkennen, muss aber gerechtigkeitshalber hinzufügen, dass ich nie besonders genau hingeschaut hatte.

»Hallo, Priya«, sagte ich.

Sie blickte auf die Bücher, die ich in der Hand hatte – ein rotes Moleskine-Notizbuch, *French Pianism*, *Fat Hoochie Prom Queen* sowie, auf einer Seite aufgeschlagen, auf deren Illustration zwei Männer etwas miteinander taten, was ich bisher nicht für möglich gehalten hätte, *The Joy of Gay Sex* (dritte Auflage).



Die Situation verlangte nach einer Erklärung.

»Ich muss da so ein Referat halten«, sagte ich in einem Tonfall falsch klingender intellektueller Überlegenheit. »Über französisches Klavierspiel und seine Rezeption. Schon sehr erstaunlich, wie weit da der Einfluss reicht.«

Priya, die Gute, blickte drein, als bedauerte sie es zutiefst, meinen Namen gerufen zu haben.

»Bist du über die Weihnachtsferien hier?«, fragte sie. Wenn ich jetzt Ja sagte, lief ich Gefahr, von ihr zu einer Eierpunschparty oder zu einem Weihnachtskinobesuch von *Gramma Got Run Over by a Reindeer* eingeladen zu werden, in dem ein schwarzer Komiker sämtliche Rollen spielt bis auf die des weiblichen Rentiers, woraus sich dann vermutlich eine Liebesgeschichte entwickelt. Einer solchen Einladung sah ich mit großem Bangen entgegen, und weil ich ein Anhänger vorbeugender Ausweichmanöver bin, erfand ich schnell eine Lüge, um nicht später in der Falle zu sitzen.

»Ich fliege morgen nach Schweden«, antwortete ich.

»Schweden?«

Ich sah überhaupt nicht schwedisch aus (tu ich auch immer noch nicht), deshalb kamen Ferien bei Großeltern, Onkeln und Tanten nicht in Frage. Also schob ich als Begründung hinterher: »Ich liebe Schweden im Dezember. Die Tage sind da so kurz ... die Nächte sind so lang ... und das schwedische Möbeldesign ist berühmt für seine klaren, einfachen Linien und Formen.«

Priya nickte. »Klingt super.«

Wir standen da. Ich wusste, dass gemäß den Konversationsregeln jetzt ich eine Frage stellen müsste. Aber ich wusste auch, dass die Weigerung, diese Konversationsregeln zu befolgen, dazu führen würde, dass Priya früher oder später ging – und das wollte ich ganz dringend.

Nach dreißig Sekunden hielt sie es nicht mehr aus.

»Ich muss weiter«, sagte sie.

»Frohes Hanukkah«, sagte ich, weil ich mir einen Spaß daraus mache, gute Wünsche zum falschen Fest auszusprechen, nur um zu sehen, wie die Leute reagieren.

Priya nahm es gelassen. »Viel Spaß in Schweden«, sagte sie. Und war auch schon fort.

Ich ordnete meinen Bücherstapel um, sodass das rote Notizbuch ganz oben lag. Dann blätterte ich eine Seite weiter.

*Die Tatsache, dass es dir nicht peinlich ist,  
mit »The Joy of Gay Sex« in der Hand  
bei Strand herumzustehen,  
ist ein gutes Zeichen.*

*Falls du aber dieses Buch schon besitzen solltest  
oder glaubst, es könnte dir in deinem Leben weiterhelfen,  
dann befürchte ich, müssen sich unsere Wege trennen.  
Ich bin ein Mädchen, das einen Jungen sucht,  
wenn du ein Junge bist, der auch einen Jungen sucht,  
habe ich da zwar überhaupt nichts dagegen,  
aber dann passen wir nicht zusammen.*

Noch ein letztes Buch.

4. »What the Living Do« von Marie Howe

23/1/8

24/5/9, 11, 12

----- ?

Ich stürmte sofort in die Lyrikabteilung, total neugierig geworden. Wer war diese fremde Leserin von Marie Howe, die mich da rief? Es war schon fast zu schön, um wahr zu sein, dass wir beide dieselbe Lyrikerin kannten. Die meisten Leute in meinem Freundeskreis kennen überhaupt keine Dichter. Ich versuchte, mich daran zu erinnern, mit wem ich vielleicht über Marie Howe geredet hatte, aber mir fiel niemand ein. Außer Sofia vielleicht, aber das war definitiv nicht Sofias Handschrift (und außerdem war sie in Spanien).

Ich ging am Buchstaben H entlang. Ich suchte in der ganzen Lyrikabteilung. Nichts. Aus lauter Frustration wollte ich fast schon heulen, da entdeckte ich das Buch – ganz oben im Regal, mindestens dreieinhalb Meter vom Boden entfernt. Nur eine kleine Ecke davon spitzte heraus, aber an der dunkellila Farbe des Einbands und weil es ein so schmales Bändchen war, erkannte ich sofort, dass es das Buch war, das ich suchte.

Ich zog mir eine Leiter heran und begann mit dem gefährlichen Aufstieg. Es war eine staubige Kletterei; je höher ich kam, desto schwerer fiel mir das Atmen, die Bücher in diesen schier unerreichbaren Höhen waren in Wolken der Gleichgültigkeit gehüllt. Endlich hatte ich den Band in der Hand. Ich konnte nicht mehr warten – hastig schlug ich die Seiten 23 und 24 auf und fand die Wörter, die ich brauchte.

*des reinen Begehrens willen*

Ich fiel fast von der Leiter.

*Reizt dich das Spiel allein um des reinen Begehrens willen?*

Ich war, um es mal mild auszudrücken, von dem Satz total geplättet.

Vorsichtig kletterte ich die Leiter wieder hinab. Als ich Boden unter den Füßen hatte, griff ich nach dem roten Notizbuch und blätterte zur nächsten Seite um.

So, das war's.

Jetzt hast du es in der Hand,  
was aus uns beiden wird (oder nicht).

Wenn du unser Gespräch fortsetzen möchtest,  
such dir bitte ein Buch aus, welches auch immer,  
und steck einen Zettel mit deiner Mailadresse  
zwischen die Seiten.

Gib es Mark an der Information.

Wenn du Mark irgendwelche Fragen über mich stellst,  
wird er mir dein Buch nicht weiterleiten.

Deshalb keine Fragen.

Sobald du dein Buch Mark gegeben hast,  
stell das Notizbuch bitte zurück ins Regal,  
wo du es gefunden hast.

Wenn du alle diese Anweisungen befolgst,  
wirst du sehr bald von mir hören.

Danke.

Lily

Plötzlich, und soweit ich mich erinnern kann, zum ersten Mal in meinem Leben, freute ich mich auf Weihnachten. Was für ein Glück, dass ich nicht tatsächlich am nächsten Tag nach Schweden fliegen musste.

Ich beschloss, nicht zu viel darüber nachzudenken, welches Buch ich auswählen sollte – wenn ich damit einen Hintergedanken verband, dann würde darauf noch einer folgen und noch einer, und dann käme ich aus *Strand* gar nicht mehr heraus. Deshalb folgte ich bei der Wahl des Buchs einer ganz spontanen Eingebung, und statt einen Zettel mit meiner Mailadresse zu hinterlassen, streute ich dort eine andere Spur. Ich rechnete mir aus, dass es einige Zeit dauern würde, bis Mark (mein neuer Freund an der Information)

das Buch an Lily weitergeben würde, deshalb hatte ich einen leichten Vorsprung. Wortlos reichte ich es ihm; er nickte und verstaute es in einer Schublade.

Ich wusste, dass ich als Nächstes das rote Notizbuch an seinen Platz hätte zurückstellen sollen, damit noch ein anderer die Chance hatte, es zu finden. Stattdessen behielt ich es. Und nicht nur das. Ich ging an die Kasse, um die Exemplare von *French Pianism* und *Fat Hoochie Prom Queen* zu kaufen.

Dieses Spiel, so beschloss ich, würden wir von nun an zu zweit spielen.

zwei



(Lily)

21. Dezember



Ich liebe Weihnachten.

Ich liebe alles daran: die Lichter, die Fröhlichkeit, die großen Familientreffen, die Plätzchen, die Geschenke unter dem Baum, den *Frieden allen Lebewesen auf Erden*. Ich weiß, dass es in der Bibel eigentlich *Frieden auf Erden den Menschen* heißt, aber ich denke immer *allen Lebewesen* anstatt *den Menschen*, weil ich finde, dass *den Menschen* ausgrenzend und elitär ist. Frieden sollte es für alle geben, nicht nur für Menschen, sondern auch für Tiere, selbst so eklige wie die U-Bahn-Ratten. Ich würde den Frieden sogar noch viel weiter ausdehnen, nicht nur auf Lebende, sondern auch auf Verstorbene, und wenn die Toten einbezogen sind, warum dann nicht auch die Untoten, solche märchenhaften Wesen wie Vampire, und wenn sie, warum dann nicht auch Elfen, Feen und Zwerge?

Hey, wenn wir schon so großzügig sind und alle in unsere große Weihnachtsumarmung einschließen, warum dann nicht auch angeblich unbelebte Wesen wie Puppen und Plüschtiere (mit einem besonderen Gruß an Arielle,

meine Meerjungfrau, die auf dem Flower-Power-Kopfkissen in meinem Bett thront – ich hab dich lieb!)? Ich bin sicher, der Weihnachtsmann hätte nichts dagegen. *Frieden für alle!*

Ich liebe Weihnachten so sehr, dass ich dieses Jahr meinen eigenen Weihnachtsliederchor gegründet habe. Nur weil ich in dem hochnäsigen Bohemenviertel East Village wohne, heißt das nicht, dass ich mich für zu cool und zu intellektuell halte, um herumzuziehen und Weihnachtslieder zu singen. Ganz im Gegenteil. Mir gefällt das Weihnachtsliedersingen so sehr, dass ich, als plötzlich *meine eigenen engsten Verwandten* beschlossen, von nun an auf unser alljährliches Weihnachtsliedersingen zu verzichten, weil sie alle »unterwegs waren« oder »zu viel zu tun hatten« oder »ihr eigenes Leben lebten« oder dachten, »dass du doch jetzt schon zu alt dafür bist, Lily«, zu einem ganz altmodischen Mittel gegriffen habe. Ich verfasste ein Flugblatt und verteilte es in den Cafés in unserer Nachbarschaft.

Ho ho ho!

Singst du gerne Weihnachtslieder?  
Wirklich? Ich auch! Dann sollten wir  
miteinander reden.\*

Mit besten Grüßen, Lily

\* Idioten brauchen sich gar nicht erst zu melden;  
mein Opa kennt hier in der Gegend jeden,  
und wer es nicht ernst meint,  
kriegt Schwierigkeiten. \*\*

Danke und noch mal viele Grüße, Lily

\*\* Sorry, dass ich so zynisch bin,  
aber das ist New York.

Mithilfe dieses Flugblatts hat sich dann mein diesjähriger Weihnachtschor zusammengefunden. Da gibt es mich, Melvin (Computerfachmann), Roberta (pensionierte Musiklehrerin), Shee'nah (transsexueller Modefreak, halb Choreograf/halb Kellner), seinen Liebhaber Antoine (stellvertretender Geschäftsführer einer Baumarktfiliale), die zornige Aryn (veganisches Riot Grrrl, Filmstudentin an der NYU) und Mark (mein Cousin, der meinem Opa einen Gefallen schuldete, und das war dann der Gefallen, um den Opa ihn bat). Meine Mitsänger nennen mich Zwei-Strophen-Lily, weil ich die Einzige bin, die von jedem Weihnachtslied mehr als die erste Strophe auswendig kennt. Außer Aryn (die sich allerdings nicht darum schert) bin ich auch die Einzige, die noch keinen Alkohol trinken darf. Bei der vielen heißen Schokolade, die meine fröhlichen Mitstreiter immer mit einem mächtigen Schuss Pfefferminzschnaps aus Robertas Flachmann aufpeppen, wundert es mich allerdings gar nicht, dass nur ich mich an die nächsten Strophen erinnern kann.

*Kommt, lasset uns anbeten; kommt, lasset uns anbeten;  
kommt, lasset uns anbeten den König, den Herrn.*

*O sehet, die Hirten eilen von den Herden  
und suchen das Kind nach des Engels Wort.  
Geh'n wir mit ihnen, Friede soll nun werden:  
Kommt, lasset uns anbeten; kommt, lasset uns anbeten;  
Kommt, lasset uns anbeten den König, den Herrn.*

Hoch lebe die zweite Strophe!

Ich muss ehrlichkeitshalber dazusagen, dass ich mich mit verschiedensten wissenschaftlichen Versuchen, die Nicht-



Existenz G-es zu beweisen, beschäftigt habe – was dazu führte, dass ich an ihn ungefähr mit der gleichen Überzeugung glaube wie an den Weihnachtsmann. Aber in der Zeit zwischen Thanksgiving und Weihnachten bin ich voller Inbrunst und Freude bereit, G-es Namen zu loben und zu preisen – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass unser Verhältnis in gegenseitigem Einvernehmen am ersten Weihnachtsfeiertag, sobald alle Geschenke ausgepackt sind, wieder aufgelöst wird. Bis zum nächsten Jahr, wenn ich mir wieder einen Logenplatz für die Macy's Thanksgiving Day Parade sichere.

Ich hätte mich ja in der Vorweihnachtszeit gerne in einem netten roten Weihnachtskostüm vor Macy's gestellt und mit den Glöckchen geklingelt, um Spenden für die Heilsarmee zu sammeln, aber Mom hat es mir verboten. Sie sagte, dass es sich bei diesen Klingeling-Glöckchen-Leuten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit um religiöse Fanatiker handelt und dass wir Feiertagskatholiken sind, die Homosexualität tolerieren und für die Selbstbestimmung der Frau eintreten. Unsereins steht nicht vor Macy's und bettelt um milde Gaben. Wir kaufen bei Macy's noch nicht mal ein.

Vielleicht stelle ich mich doch noch dorthin, um zu betteln, einfach aus Protest. Das erste Mal seit Anbeginn meiner Zeitrechnung – und ich bin schon sechzehn Jahre alt –, feiert unsere Familie Weihnachten getrennt voneinander. Meine Eltern haben mich und meinen Bruder allein in New York zurückgelassen und sind auf die Fidschi-Inseln geflogen, wo sie ihre Silberhochzeit feiern wollen. Als sie geheiratet haben, waren meine Eltern noch Studenten und konnten sich keine richtigen Flitterwochen leisten, deshalb wollen sie das jetzt zu ihrem fünfundzwanzigsten Hochzeitstag nachholen.

Ich finde ja, dass Hochzeitstage zusammen mit den Kindern gefeiert werden sollten, aber offensichtlich bin ich da in der Minderheit. Alle um mich herum sind sich einig, dass es nicht so »romantisch« wäre, wenn mein Bruder und ich bei dieser Reise hinter unseren Eltern herzockeln würden. Mir ist nicht ganz klar, was daran besonders »romantisch« sein soll, in einem Tropenparadies eine Woche nur mit seinem Ehepartner zu verbringen, den man im letzten Vierteljahrhundert beinahe täglich gesehen hat. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass jemals jemand so viel Zeit nur mit mir verbringen will.

Mein Bruder Langston sagt dazu nur: »Das verstehst du nicht, Lily, weil du noch nie verliebt warst. Wenn du einen Freund hättest, dann würdest du das verstehen.« Langston hat gerade einen neuen Freund, und alles, was ich dabei verstehe, ist, dass es sich beim Verliebtsein um einen jämmerlichen Zustand gegenseitiger Abhängigkeit handelt.

Außerdem ist es gar nicht wahr, dass ich noch nie verliebt war. Ich hatte in der ersten Klasse eine Wüstenspringmaus namens Spazzy, die ich abgöttisch geliebt habe. Ich werde mir immer vorwerfen, dass ich Spazzy damals in die Schule mitgenommen habe – es war Haustier-Tag –, wo Edgar Thibaud in einem unbeobachteten Moment ihre Käfigtür öffnete und Spazzy dann Tiger begegnete, der Katze von Jessica Rodriguez, tja, und der Rest ist Geschichte. Friede sei mit dir, Spazzy, in deinem Wüstenspringmaushimmel! Es tut mir so leid tut mir so leid tut mir so leid. Am Tag des Massakers habe ich aufgehört, Fleisch zu essen, als Sühne für Spazzys Tod. Ich bin schon seit der ersten Klasse Vegetarierin, alles aus Liebe zu einer Maus.

Als ich acht war, verliebte ich mich in Sport, den Jungen aus dem Kinderbuch *Harriet the Spy*. Nachdem ich das

Buch gelesen hatte, hab ich angefangen, selber ein Tagebuch wie Harriet zu führen. Mein Opa kauft mir dafür immer rote Moleskine-Notizbücher bei *Strand*. Nur schreibe ich da keine fiesen Beobachtungen über Leute rein wie Harriet manchmal. Ich mache kleine Zeichnungen, schreibe Zitate oder Passagen aus Büchern ab, die ich gerade lese, notiere Kochrezepte und schreibe die Geschichten auf, die ich mir ausdenke, wenn mir langweilig ist. Ich möchte Sport später, wenn er erwachsen ist, beweisen können, dass ich mir keinen Sport daraus gemacht habe, nur fiese Klatsch-und-Tratsch-Geschichten und lauter solche Sachen festzuhalten.

Langston war schon einmal verliebt. Es ist jetzt das zweite Mal. Seine erste große Liebe hat so schlimm geendet, dass er nach seinem ersten Collegejahr in Boston nach Hause zurückkommen musste, bis sein gebrochenes Herz geheilt war. So grässlich war es, dass sein Freund mit ihm Schluss gemacht hatte. Hoffentlich liebe ich nie so sehr, dass ich so verletzt werden kann, wie Langston verletzt wurde, so verletzt, dass er nur noch geweint hat und durchs Haus geschlichen ist und mich gebeten hat, ihm Bananen-Erdnussbutter-Sandwiches zu machen, bitte ohne Rinde, und danach sollte ich mit ihm Boggle spielen, was ich natürlich gemacht habe, weil ich fast immer alles mache, worum Langston mich bittet. Irgendwann ging es Langston wieder besser und jetzt hat er sich ein zweites Mal verliebt. Ich glaube, sein neuer Freund Benny ist in Ordnung. Als sie sich das erste Mal verabredet haben, sind sie in ein Klassikkonzert gegangen. Kann jemand, der Mozart liebt, ein gemeiner Mensch sein? Es besteht also Hoffnung.

Unglücklicherweise hat Langston, seit er einen neuen Freund hat, überhaupt keine Zeit mehr für mich. Er muss nämlich mit Benny *ununterbrochen* zusammen sein. Für

Langston ist die Tatsache, dass unsere Eltern und Opa über Weihnachten nicht da sind, ein Geschenk und nicht wie für mich ein Grund zur Empörung. Ich habe wütend protestiert, dass er Benny über die Weihnachtsferien sozusagen ein dauerndes Bleiberecht in unserer Wohnung eingeräumt hat. Ich habe ihn daran erinnert, dass es seine Pflicht ist, mir Gesellschaft zu leisten, solange Mom und Dad auf den Fidschis sind und auch Opa diesmal den ganzen Winter in Florida verbringt. Schließlich sei ich ja auch für ihn da gewesen, als er mich gebraucht hat.

Aber Langston wiederholte nur: »Lily, du kapiert es einfach nicht. Du brauchst jemanden, der dich innerlich auf Trab hält. Du brauchst einen Freund.«

Ähm, na ja, welches Mädchen braucht keinen Freund? Aber diese exotischen Wesen lassen sich ja nicht einfach von den Bäumen klaben, schon gar nicht die wertvollen Exemplare. Ich gehe auf eine reine Mädchenschule, und nichts gegen die Schwestern von Sappho, aber für eine solche Liebe bin ich nicht geschaffen. Die wenigen Jungs aber, die ich kenne und die weder mit mir verwandt noch schwul sind, sind normalerweise so mit ihren Xboxes verwachsen, dass sie mich überhaupt nicht wahrnehmen. Oder ihre Vorstellung, wie ein Mädchen in meinem Alter aussehen und sich verhalten sollte, haben sie sich aus Männermagazinen wie *Maxim* und den weiblichen Figuren von Videospiele zusammengesetzt.

Und außerdem ist da noch das Problem mit Opa. Vor vielen Jahren besaß er ein kleines Lebensmittelgeschäft an der Avenue A in East Village. Den Laden hat er später verkauft, aber das Eckgebäude, in dem er fast sein ganzes Leben lang gewohnt hat, gehört ihm immer noch. Inzwischen leben wir in dem Haus, zusammen mit Opa, der sich den frühe-

ren Speicher zu einem »Penthouse-Apartment«, wie er gerne sagt, umgebaut hat. Im Erdgeschoss, wo früher das Geschäft war, ist inzwischen ein Sushi-Restaurant.

Opa hat die ganze Entwicklung des Viertels von der Arme-Einwanderer-Gegend zur Yuppie-Enklave von seinem Posten aus begleitet. Jeder kennt ihn. Jeden Morgen trifft er sich mit seinen alten Freunden in der italienischen Bar nebenan, wo lauter große, starke Männer aus kleinen Tassen Espresso trinken. Er ist für das ganze Viertel der Großvater, weil alle ihn achten und mögen, und deswegen glauben auch alle, sich um Opas Liebling – nämlich mich – kümmern zu müssen, das Baby der Familie, das Jüngste seiner zehn Enkelkinder. Die wenigen Jungs aus dem Viertel, die bisher an mir irgendein Interesse gezeigt haben, sind sehr schnell davon »überzeugt« worden, dass ich noch zu jung für einen Freund bin. Zumindest erzählt Langston das so. Es ist, als würde ich ein unsichtbares Mal auf der Stirn tragen, das den süßen Jungs in der Nachbarschaft »nicht verfügbar« signalisiert, wenn ich durch die Straßen gehe. Und das ist ein Problem.

Deshalb hatte Langston beschlossen, die Sache in die Hand zu nehmen: 1.) damit ich über die Weihnachtstage beschäftigt bin und er sich Benny widmen kann und 2.) damit der Schauplatz für meine Begegnung mit einem Jungen möglichst in das Revier westlich der First Avenue verlegt wird, wohin Opas schützender Arm nicht mehr reicht.

Langston schnappte sich das neue Notizbuch, das Opa erst vor Kurzem für mich gekauft hatte, und dachte sich zusammen mit Benny ein Ratespiel aus, um einen Jungen aufzutreiben, der genau zu mir passt. Behauptete er jedenfalls. Aber die Rätselspuren, die sie da ausgelegt haben, hätten kaum weniger mit mir zu tun haben können. *French Pi-*

anism? Klingt irgendwie unanständig. *The Joy of Gay Sex?* Ich werde rot, wenn ich nur daran denke. Definitiv unanständig. *Fat Hoochie Prom Queen?* Also, ich bitte doch sehr! Für mich ist *Hoochie* so ziemlich das schlimmste Schimpfwort für eine Frau. Niemals würde man mich ein solches Wort sagen hören, und erst recht nicht würde ich ein Buch lesen, das ein solches Wort im Titel trägt.

Ich war der Meinung, dass die Sache mit dem Notizbuch die blödsinnigste Idee war, die Langston jemals hatte – bis er mir sagte, wo er es platzieren wollte, nämlich bei *Strand*, dem Buchladen, in den unsere Eltern uns sonntags so oft mitgenommen haben und in dem wir zwischen den Regalen herumgestreunt sind, als wären sie unser Privatspielplatz. Und nicht nur das, Langston hatte vor, das rote Notizbuch neben meinem absoluten Lieblingsbuch ins Regal zu stellen, neben *Franny und Zooey*. »Wenn es irgendwo den perfekten Jungen für dich gibt«, sagte Langston, »dann wird es einer sein, der nach alten Salinger-Ausgaben Ausschau hält. Damit fangen wir an.«

Hätte es sich um ganz normale Weihnachtsferien gehandelt, die wir alle nach guter alter Familientradition zusammen verbracht hätten, dann hätte ich Langstons Idee mit dem roten Notizbuch nie zugestimmt. Aber bei der Vorstellung, den ersten Weihnachtsfeiertag ohne Geschenke-Auspacken und all die anderen kleinen Feerrituale zu verbringen, fühlte sich in mir plötzlich alles öde und leer an. Um die Wahrheit zu sagen, bin ich in der Schule nicht gerade die Beliebtheitsqueen, deshalb hatte ich für die Tage auch nicht gerade viele gesellige Alternativen.

Aber ich hätte nie gedacht, dass irgendjemand – und erst recht nicht ein Exemplar der hochbegehrten, jedoch extrem schwer fassbaren Gattung Männlicher-Teenager-Bücher-

freak-und-Strand-Fan – tatsächlich das Notizbuch finden und die Herausforderung annehmen würde. Und das auch noch in dem Augenblick, als mein frisch gegründeter Weihnachtsschor mich nach nur zwei Abenden Weihnachtsliedersingen auf der Straße sitzen ließ, um in einem Pub an der Avenue B mit irischen Trinkliedern weiterzumachen. Niemals hätte ich gedacht, dass jemand tatsächlich die kryptischen Hinweise von Langston verstehen und auf das Spiel eingehen würde.

Doch da stand es schwarz auf weiß – in einer SMS von meinem Cousin Mark, der mir mitteilte, dass es eine solche Person tatsächlich zu geben schien.

Lily, du hast einen Mitspieler. Er hat das Notizbuch behalten und dafür was für dich abgegeben. Liegt in einem braunen Umschlag an der Information.

Ich konnte es nicht fassen. Ich schrieb zurück: WIE SIEHT ER AUS????

Mark antwortete: Schräg. Möchtegern-Hipster.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie ich mich mit einem schrägen Möchtegern-Hipster anfreundete, aber es gelang mir nicht. Ich bin ein nettes Mädchen. Ruhiger Charakter (bis auf das Weihnachtsliedersingen). Ich habe gute Noten. Bin Kapitänin der Fußballmannschaft an unserer Schule. Ich liebe meine Familie. Ich habe überhaupt keine Ahnung, was in der Downtown-Szene als »cool« und angesagt gilt. Ich bin eher langweilig und streberhaft, aber überhaupt nicht auf ironisch-hipsterhafte Art. So wie Harriet the Spy, die nervige, besserwiserische elfjährige Spionin, nur eben mehrere Jahre später – mit einer gestreiften Schuluniform-Bluse, die sie auch in ihrer Freizeit trägt, weil sie darunter ihren zu großen Busen verstecken kann, in den abgewetz-

ten Jeans ihres Bruders, als Schmuck Ketten mit Tieranhängern, an den Füßen ausgelatschte Chucks und natürlich eine Streberbrille mit schwarzem Gestell auf der Nase. Das bin ich. Lily die Lilie, wie Opa mich manchmal nennt, weil alle finden, dass ich angeblich so zart und rein bin.

Manchmal frage ich mich, wie es wohl wäre, die dunklere Seite dieser lilienweißen Lily-Welt zu erforschen.

Ich machte mich hastig zu *Strand* auf, um abzuholen, was auch immer der rätselhafte Unbekannte für mich abgegeben hatte. Mark war nicht mehr da, aber auf den Umschlag, der an der Information auf mich wartete, hatte er geschrieben: *Ernsthaft, Lily. Dein Möchtegern-Hipster ist ganz schön schnöselig.*

Ich riss den Umschlag auf und ... was war das denn?!?! Darin war ein Exemplar von *Der Pate*, zwischen dessen Seiten ein Flyer von Two-Boots-Pizza steckte. Auf dem Pizza-Flyer waren schmutzige Stiefelspuren zu sehen, vielleicht hatte er auf dem Boden von *Strand* gelegen. Und um beim Angeschmuddelten zu bleiben: Auch *Der Pate* war kein neues Buch, sondern fleckig und abgegriffen, die zerknitterten Seiten stanken nach Zigarettenrauch, und der Buchrücken brach gleich auseinander.

Ich rief Langston an, damit er mir sagte, was ich mit diesem Unsinn anfangen sollte. Er ging nicht dran.

Da unsere Eltern uns inzwischen eine SMS geschickt hatten, dass sie gut in ihrem Fidschi-Paradies angekommen waren, war Benny jetzt wohl schon bei uns zu Hause eingezogen und Langston hatte seine Zimmertür fest zugezogen und das Handy abgeschaltet.

Ich hatte keine andere Wahl, als mir eine Pizza zu bestellen und allein über dem roten Notizbuch zu brüten. Was hätte ich sonst tun sollen? In einer schwierigen Situation helfen Kohlenhydrate immer.



Also ging ich zur Two-Boots-Pizza-Filiale an der Avenue A, knapp oberhalb der Houston Street, wie es auf dem Flyer stand. Ich fragte den Typ hinter der Theke: »Kennst du einen leicht schrägen Jungen, der den *Paten* toll findet?«

»Ich wünschte, es wär so«, antwortete der Typ. »Normal oder mit Peperoni?«

»Calzone bitte«, sagte ich. Two Boots macht seltsame Pizzas mit Cajun-Geschmack. Nichts für mich und meinen empfindlichen Magen.

Ich setzte mich an einen Ecktisch und blätterte durch das Buch, das der Möchtegern-Hipster für mich dgelassen hatte, aber ich konnte keine verwertbaren Spuren entdecken. *Na gut*, dachte ich, *dann scheint das Spiel ja wohl vorbei zu sein, noch bevor es begonnen hat*. Wahrscheinlich war ich als Lily einfach zu lilienweiß, um mehr herauszufinden.

Aber dann fiel der Flyer, der zwischen den Buchseiten gesteckt hatte, aus Versehen auf den Boden, und ich entdeckte plötzlich, dass dort ein Post-it hervorlugte. Das hatte ich vorher glatt übersehen. Ich musterte den Zettel. Ganz klar die Schrift eines Jungen: ein missmutiges, fremdartiges und kaum lesbares Gekritzel.

Und jetzt kommt das Unheimliche. Ich konnte die Botschaft tatsächlich entziffern. Es waren ein paar Verse aus einem Gedicht von Marie Howe, einer Lyrikerin, die meine Mutter besonders schätzt. Mom ist Literaturprofessorin und hat sich auf amerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts spezialisiert. Als wir noch klein waren, hat sie Langston und mich, statt uns Gute-Nacht-Geschichten vorzulesen, mit Gedichten gequält; mein Bruder und ich haben die moderne amerikanische Lyrik also schon mit der Muttermilch aufgesogen.

